



Materielle Geschichte zwischen Ding und Kontext. Perspektiven für die Erschließung und Erforschung im Digitalen. Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam, 16.11.2015.

Reviewed by Axel Drieschner

Published on H-Soz-u-Kult (March, 2016)

Materielle Geschichte zwischen Ding und Kontext. Perspektiven für die Erschließung und Erforschung im Digitalen

Das Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam veranstaltete den Workshop am 16.11.2015 im Rahmen seines Projekts „Materielle Kultur als soziales Gedächtnis einer Gesellschaft“. Dieses sucht unter der Leitung von Andreas Ludwig am Beispiel der Sammlung des Dokumentationszentrums Alltagskultur der DDR in Eisenhüttenstadt nach neuen Wegen der Verknüpfung von zeithistorischer Forschung und der Analyse von Dingquellen. Im Workshop wurden die Möglichkeiten ausgelotet, die Objektdatenbanken im Internet hierzu zu eröffnen. Die Referenten beleuchteten das Problemfeld aus der Perspektive der Museen, der historischen und sachkulturellen Forschung und teils vonseiten des Kommunikationsdesigns. Breiten Raum beanspruchte die Frage, wie umfassend Dingquellen in Onlinedatenbanken kontextualisiert und interpretiert werden sollten. Einige werteten die narrative Einbindung kritisch, da sie die Beschäftigung mit dieser polyvalenten Quellensorte in der Recherchephase nicht bereits durch Deutungen beeinflusst sehen mochten, andere erblickten gerade in der umfassenden Verknüpfung von Objekt- mit Kontextinformationen ein wesentliches Potential von Internetportalen. Im Fokus stand außerdem die Frage der Repräsentierbarkeit des Materiellen im Digitalen, inwiefern also Dingquellen in ihrer Web-förmigen Vermittlung lesbar und verstehbar sind.

Der Historiker FRANK BÄSCH (Potsdam) bot einleitend einen praxisorientierten Problemaufriss. Die Arbeit mit Objektdatenbanken besitze in der Geschichtsfor-

schung bislang einen geringen Stellenwert. Lange etablierte Angebote wie die Onlinedatenbank des Deutschen Historischen Museums (DHM) würden nur wenig genutzt. Andererseits setzten sich die Protagonisten der Material History zu wenig mit den Erfordernissen und Möglichkeiten virtueller Präsentationen auseinander. Die beiden wichtigsten Überblickswerke, das „Oxford Handbook of Material Culture Studies“ Mary C. Beaudry, Dan Hicks (Hrsg.), The Oxford Handbook of Material Culture Studies, Oxford 2010. sowie das „Handbuch Materielle Kultur“ Stefanie Samida, Manfred K.H. Eggert, Hans Peter Hahn (Hrsg.), Handbuch Materielle Kultur. Bedeutungen, Konzepte, Disziplinen, Stuttgart 2014. enthielten keine Kapitel zu Fragen der digitalen Präsentation.

Sodann veranschaulichte BÄSCH das Erkenntnispotential einer mehrschichtigen Objektanalyse und die konkrete Vorgehensweise bei der Recherche anhand eines populären Beispiels, der ab den 1950er- bis in die 1970er-Jahren als Comicheld und Spielpuppe beliebten „Meckia“-Figur. In den Datenbanken des DHM habe er dazu nur wenige Basisdaten vorgefunden. Die Forschung benötige jedoch umfassendere Angaben, etwa zum Gebrauchskontext des Objekts und zu seiner kulturellen Genese. Als unbefriedigend bezeichnete er auch die weitmaschige Verschlagwortung von Sammlungsdatenbanken wie jener des DHM und ferner, dass aus mitunter überzogener Rücksichtnahme auf urheberrechtliche Belange vielfach Abbildungen fehlten. Darüber hinaus

sei es sinnvoll, Nutzer von Internetdatenbanken anhand der Kommentarfunktion nach ihren Erfahrungen und ihrer Expertise zu befragen.

In der Verknüpfung der unterschiedlichsten historischen Facetten von Objekten sieht BÄßsch die genuine Chance des digitalen Ausstellens von Dingen. Dabei würden digitale Präsentationen - ähnlich klassischen Museumsausstellungen - zugleich Angebote für eine zeithistorische Narrativierung gegenständlicher Quellen liefern. Objektdatenbanken wie diejenigen des DHM mit ihren auf Elementardaten reduzierten Angaben könnten dies aufgrund ihrer willkürlichen Kleinteiligkeit nicht leisten. Andererseits erkannte BÄßsch in der egalitären Fragmentierung und Vereinzelung der Objekte auch eine Qualität, die sich von der Hierarchisierung und Inszenierung von Exponaten in musealen Ausstellungen abhebe.

KATJA BÄHME und ANDREAS LUDWIG (beide Potsdam) erläuterten ihr Vorhaben der Entwicklung einer Digitalen Wissensplattform für materielle Kultur. Ihre Kernfrage, zugleich die zentrale Fragestellung des Workshops, lautete: Wie lassen sich Objektdokumentationen und narrative Elemente auf digitaler Ebene so verbinden, dass daraus neue Forschungsansätze und Erkenntnismöglichkeiten erwachsen? Sie präsentierte eine Auswahl bürokratischer Herrschaftsobjekte aus der Sammlung des Dokumentationszentrums Alltagskultur der DDR und gliederten sie nach Begriffen wie Planung, Kontrolle oder Büroarbeit. Diese Kategorisierung entspreche nicht dem Ordnungssystem der Sammlung, sondern sei gezielt auf forschungsrelevante Problemstellungen ausgerichtet.

Als ein Beispiel führte Ludwig den in Büros und Betrieben (freilich auch im privaten Bereich) allgegenwärtigen Papierkorb aus der Produktion des VEB Plastikverarbeitungswerks Staaken an. Von 1960 bis 1989 hergestellt, avancierte der Artikel zu einem Klassiker der DDR-Produktkultur. Entsprechend gut stelle sich der Forschungsstand dar, so dass viele Informationen vorlägen, bis hin zur Biographie des Designers. Als allgemeinen Entstehungshintergrund werde die geplante Webpräsentation auf die Chemie-Konferenz von 1958 verweisen, mit Angabe von Literatur und Archivbeständen.

BÄhme demonstrierte sodann, welche Möglichkeiten sich eröffnen, wenn eine rückwirkende Rekonstruktion der Objektgeschichte gelingt. Ihr Beispiel befand sich irrtümlich in der Sachgruppe Kinderspielzeug der Sammlung des Dokumentationszentrums. Nach Re-

cherchen in Archiven und bei Zeitzeugen habe sie es als selbstgebastelte Zählmaschine, die in einer Bibliothek zur Erfassung von Benutzerzahlen und Ausleihen diene, identifizieren können. Aus diesen Erkenntnissen erwachsen neue Fragen, etwa wie und mit welchen Resultaten das Leseverhalten in der DDR analysiert wurde. Hierzu seien andere Quellengattungen wie Statistiken oder interne Analysen hinzuzuziehen. Darin zeige sich, so BÄhme, das Potential materieller Quellen, Fragen aufzuwerfen, die von einer einseitig textbasierten Forschung unbeachtet blieben. Die im Aufbau begriffene digitale Präsentation werde die Zählmaschine unter der Kategorie Kontrolle aufnehmen, neben Objekten wie einem Hausbuch, einem Passierschein, einem Kundenbuch der Konsumgenossenschaft oder einer Kaderakte mit betrieblichen Einschätzungen.

In der Diskussion wurde der Einwand geäußert, der Ordnungsstruktur der Objektpräsentation fehle es an Nachhaltigkeit, da sich mit der Zeit neue Tableaus von Fragestellungen formierten. Vielleicht entspreche der Ansatz zu sehr dem Konzept des analogen Ausstellungskatalogs. Problematisiert wurde ferner das Verhältnis von Informationsbereitstellung und Deutung. Die kontextualisierenden Essays legten die Benutzer zu sehr auf bestimmte Interpretationen fest, wobei freilich die Ansprüche von Forschern andere seien als jene breiter Zielgruppen.

JOHANNA SÄNGER (Leipzig) erblickte den Forschungsauftrag der Museen nicht in der Generierung neuer Ansätze für die Geschichtswissenschaft, sondern sah ihn auf die Bewertung und Erschließung des Sammlungsguts begrenzt. Dieses Wissen schlage sich heute zumeist in den Objektdatenbanken der Museen nieder und weniger in den ausstellungsbegleitenden Publikationen. Hierzu eröffneten Onlinedatenbanken zwar eine Alternative, doch seien nur wenige Museen zu einem Angebot vergleichbar demjenigen des DHM imstande. Plattformen, die eigenständige Nutzerrecherchen im Internet erlaubten, blieben die Ausnahme. Auch große Einrichtungen wie das Haus der Bayerischen Geschichte, das Militärhistorische Museum Dresden oder die Gedenkstätte Buchenwald beschränkten sich auf eine kleine Auswahl von Objekten.

Ihre Erfahrungen mit Nutzern der Sammlungsdatenbank des Stadtgeschichtlichen Museums Leipzig habe gezeigt, dass das Interesse an umfassenden Kontextinformationen gering sei. Im Vordergrund stünden Anfragen von Besitzern oder Spezialisten, von deren Kenntnissen das Museum auch seinerseits profitieren könne.

Dem breiten Publikum genüge es, wenn knappe Leittexte zu den jeweiligen Epochen den geschichtlichen Hintergrund grob skizzierten. Insgesamt sei jedoch die Nutzerzahl der Onlinedatenbanken im Vergleich zur Besucherzahl von Museen vergleichsweise gering.

Im Kern blieben digitale Objektkataloge, entstanden aus dem Zettelkatalog, interne Arbeitsmittel der Museen. Bei einer Öffnung für den virtuellen Raum ergebe sich im übrigen die Frage, welche der hinterlegten Daten überhaupt allgemein zugänglich gemacht werden dürften. Viele Rechtsfragen seien hier nicht eindeutig geklärt, wie in der Diskussion ergänzte wurde.

Ähnlich Sänger betonte MANFRED WICHMANN (Berlin), dass die ämehrschichtige Dimension der gegenständlichen Quellen auch im Digitalen zur Geltung komme müsse. Dann eröffne sich die Chance, ein Schaudepot im virtuellen Raum zu errichten. Dort dürften die Objekte aber nicht lediglich als Typen behandelt werden, vielmehr sei ihre individuelle Biographie zu berücksichtigen. Gerade für Gegenstände der Alltagskultur seien Daten zur Nutzung, Rezeption und Verbleibgeschichte essentiell. Die so geschaffene Verfügbarkeit großer Objektquantitäten könnten neue Forschungsansätze freisetzen, den Besuch der Museumssammlung und die physische Begegnung mit dem Objekt letztlich aber nicht ersetzen.

Ein Problem vieler Plattformen erkannte Wichmann in der fehlenden redaktionellen Bearbeitung der Beiträge. Für eine professionelle Kontinuität in der Pflege bedürfe es einer festen redaktionellen Stelle. Erst dies ermögliche die Einhaltung von Mindeststandards in der Darstellung, welche erforderlich seien, um Forschern eine gezielte Suche zu ermöglichen. In der Diskussion wurde angemerkt, dass große Verbundprojekte wie *museum-digital* oder das Kulturportal *europæa* diesbezüglich im Vorteil seien, auch wenn die Expertise zu den Objekten bei den Museen verbleibe, die die Datensätze einstellen.

Nach diesen Ausführungen aus der Museumsperspektive kam ANKE ORTLEPP (Kassel) zurück auf die Position der materiellen Kulturforschung. Sie unterstrich die Bedeutung der gegenständlichen Überlieferung für die Historiographie. Dingliche Quellen sollten in jeder Untersuchung Berücksichtigung finden, wovon die zeithistorische Forschung mit ihrer Privilegierung textlicher Quellen weit entfernt sei. Als vorbildlich führte Ortlepp die Erforschung marginalisierter Gruppen wie der afroamerikanischen Bevölkerung in den USA an, zu der Dingquellen einen wesentlichen Beitrag

leisteten. Das sich auf schriftarme Kulturen beziehende Beispiel, ließe sich einwenden, ist allerdings nicht per se stichhaltig für Forschungsgebiete mit breiter Textüberlieferung.

Für die Präsentation dinglicher Quellen im Netz seien drei Grundanforderungen zentral: die Berücksichtigung der Dreidimensionalität von Gegenständen mittels mehransichtiger fotografischer Darstellungen; eine präzise verbale Objektbeschreibung, einschließlich Oberflächenbeschaffenheit, Gewicht, gegebenenfalls auch Geruch und Geräuschen (zu Letzteren könnten Audiofiles eingestellt werden); Entstehungsgeschichte, Provenienz und weitere Kontextdaten seien umfassend anzugeben, jedoch ohne historische Narrativierung.

In ihrem Kommentar hob ANNETTE CREMER (Gießen) die Grenzen der medialen Repräsentierbarkeit von Objekten hervor. Die Übertragung dinglicher Quellen ins Digitale vermindere ihr Erkenntnispotential einschneidend. Die Vermehrung der Abbildungszahl könne dieses Manko nicht kompensieren, denn das methodische Grundproblem, die physische Abwesenheit des Gegenstands, bleibe bestehen. Die Aufmerksamkeit richte sich im Netz nicht auf diesen selbst, seine Körperlichkeit, spezifische Materialität und Haptik, sondern auf Begleitinformationen und Interpretationen. Dabei bleibe dem Nutzer die Differenz zwischen dem Original und seiner medialisierten Darstellung verborgen, er könne die daraus erwachsende Vorstrukturierung seiner Erkenntnismöglichkeiten nicht ermessen.

Ortlepp sah die Aufgabe von Objektdatenbanken zidiert auf Grundfunktionen der Objektinformation und -verwaltung beschränkt. Ihre Nutzung könne die forschende Beschäftigung mit dem Objekt nur vorbereiten, niemals ersetzen. Einige Diskutanten wähten hinter dieser Position eine kulturpessimistische Sichtweise, die den Mehrwert virtueller Formate außeracht ließe, so die erweiterten Möglichkeiten der Kontextualisierung und Partizipation. Ohnehin würden sich die sinnlichen Qualitäten der Exponate selbst im musealen Raum, wo sie in Vitrinen, bei einer bestimmten Beleuchtung usw. gezeigt würden, ebenfalls nicht ungefiltert vermitteln; auch dort seien sie nicht authentischen erfahrbar. Jede Form der Objektrepräsentation enthalte bereits das Moment der Interpretation, verfüge über eigene Möglichkeiten und Begrenzungen.

Eher am Rande berührte die Diskussion ein pragmatisches Ergebnis der fortschreitenden virtuellen Zugänglichkeit von Sammlungsgut, die verminderte

Beanspruchung empfindlicher Originale. Exemplarisch wurde die Plansammlung der Technischen Universität Berlin angeführt, die eine sehr erhebliche Abnahme der Vorlagefrequenz von Planblättern verbuchte. Freilich reflektiert dieses Beispiel aus der zweidimensionalen Welt nur bedingt auf den Umgang mit dinglichen Quellen.

MARIAN DÄRK (Fachhochschule Potsdam) plädierte für innovative und experimentelle Ansätze bei der Visualisierung von Kultursammlungen. Es gelte, die technischen und ästhetischen Möglichkeiten des Internets auszuschöpfen und sich vom Vorbild tradierter Formate wie Kataloge oder Museumsdatenbanken freizumachen. Lösungsansätze ließen sich nur in disziplinübergreifender Kooperation von Geschichtsforschern, Museumsexperten und IT-Designern entwickeln. Der Beitrag der Museen liege in der Einbringung ihrer ärgsten kuratorischen Kompetenz, Objekte im Kontexte zu präsentieren und solche auch aus verschiedenen Sammlungen oder heterogenen Charakters nach sinnhaften Kriterien zusammenzuführen. Die kuratorische Professionalität, mit der Ausstellungen entwickelt würden, sei auch im Digitalen zu erbringen, hier stehe man aber noch ganz am Anfang.

Als Qualitätskriterien für Onlinedatenbanken formulierte DÄrk eine âfreudig-âerraschende Verfügbarmachung von Exponaten und Informationen, die Reichhaltigkeit des Angebots sowie eine auch für Nichtexperten einladende Aufbereitung. Dies könne beispielsweise die Implementierung von Audioguides einschließen. Um den Spalt zwischen Materialität und Digitalität zu überwinden, müsse der Kulturbereich bereit sein, sich teils von seinen Schätzen zu lösen. Der Export der Daten sei barrierefrei zu ermöglichen - wenigstens unter bestimmten Bedingungen oder für bestimmte Projekte, wie Diskutanten einwarfen. Eine Ausrichtung der Onlinepräsentationen auf bestimmte Nutzertypen empfahl DÄrk nicht, da sich Wissenschaftler wie Laien zunächst einen Überblick verschaffen wollten, bevor sie auf Vertiefungsebenen zugriffen.

Für die Schlussdiskussion bündelte und kommentierte JÄRGEN DANYEL (Potsdam) wesentliche Punkte der Tagung. Er verstand sie als Beitrag zu einer notwendigen Annäherung von akademischer Forschung und Museumsarbeit. Die Befassung mit der physischen Überlieferung wertete er als selbstverständliche Disziplin der Zeitgeschichte. Allerdings ste-

he für die Frage, welchen Stellenwert die Objektforschung in übergeordneten Forschungskontexten beanspruche, der Lackmustest noch aus. Die Ausstrahlung des längst etablierten Forschungszweiges Material History auf die Zukunft insgesamt sei noch immer gering. Mit Hilfe von Objektplattformen könne sich dies ändern, doch sei ein Mentalitätswandel bei den Akteuren erforderlich. Die Museen etwa sollten die Chance erkennen, sich auch im virtuellen Raum durch Öffnung zu legitimieren.

Bei der kuratorischen Aufbereitung von Internetpräsentationen komme nur ein exemplarisches Vorgehen infrage, da nicht alle Sammlungsobjekte mit detaillierten Kontextinformationen versehen werden könnten. Die Angebote seien gleichermaßen an Fachleute wie an das breite Publikum zu adressieren. Daraus erwachsen unterschiedliche Anforderungsprofile, die jedoch nicht auf distinkte Nutzergruppen auszurichten seien, sondern auf verschiedene Nutzungslogiken. Die Rückkopplung mit der Nutzerexpertise relativiere in der Konsequenz die hierarchische Kommunikation zwischen den Museen und dem Publikum, die Deutungshoheit über die Sammlungsstücke werde abgegeben. Der Sinn von Onlinedatenbanken erschöpfe sich somit nicht im Vorstellen und Ausstellen der Sammlungsbestände, ebenso wichtig sei der Austausch mit den Nutzern. Aber Letztere sei indessen viel zu wenig bekannt. In der Diskussion wurde daher eine Nutzerforschung zu Museumsportalen angemahnt, vergleichbar der klassischen Besucherforschung.

Übereinstimmung bestand darin, dass Onlinekataloge die Sammlungen möglichst vollständig wiedergeben sollten, verbunden mit umfassenden objektbezogenen Informationen. Inwiefern deutende Essays empfehlenswert seien, blieb strittig. Einige hielten solche zumindest bei Orientierung auf das breite Publikum für sinnvoll und sahen in narrativen Komponenten die Chance, das klassische Ausstellungsformat im Digitalen neu zu erfinden.

Die Frage nach dem Wertschöpfen sollte den Blick auf das Machbare aber nicht verstellen. Für die Mehrheit der Museen ist der Aufbau umfassender digitaler Parallelangebote nicht leistbar. Verbundlösungen wie *museum-digital* bieten hier zwar Alternativen. Diese wahrnehmen zu können, erfordert aber eine digitale Grunderfassung der Bestände, inklusive (publikationsfähiger) Objektfotos. Die dabei bestehenden Defizite abzubauen, bleibt vordringlich.

Die Tagung ließ mitunter sehr weitgesteckte Erwar-

tungen an die âmaterielle Kulturâ aufscheinen. Zwar ist es wichtig, für diese Quellensorte zu werben, notwendig ist jedoch eine differenzierte Argumentation, die auch Grenzen benennt. Oft werden Sachzeugen als Projektionsflächen für Bedeutungen eingesetzt, die auf anderen Wegen generiert werden. Sie vermögen dann zwar geschichtliches Wissen zu veranschaulichen, nicht aber zu erweitern.

Konferenz  bersicht:

Frank B  sch (Potsdam): Zeithistorisches Forschen im Internet. Was man sich wünschen sollte

Katja B  hme, Andreas Ludwig (Potsdam): Digitale Wissensplattformen für materielle Kultur

Museumsperspektive

Johanna Sänger (Leipzig): Bilden, Werben, Wissen

tauschen - Sammlungsobjekte im Internet

Manfred Wichmann (Berlin): Kommentar

Materielle Dinge in der Zeitgeschichte

Anke Ortlepp (Kassel): Dingforschung 2.0 - Webobjekte als Gegenstand (zeit-)historischer Forschung

Annette Cremer (Gießen): Kommentar

Digitale Plattformen

Stefan Rohde-Enslin (Berlin): âmuseum-digitalâ - Das Mögliche als Richtschnur aber nicht als Endpunkt

Marian D  rk (Potsdam): Kommentar

Schlussdiskussion

J  rgen Danyel (Potsdam): Moderation

If there is additional discussion of this review, you may access it through the network, at:

<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/>

Citation: Axel Drieschner. Review of , *Materielle Geschichte zwischen Ding und Kontext. Perspektiven für die Erschließung und Erforschung im Digitalen*. H-Soz-u-Kult, H-Net Reviews. March, 2016.

URL: <http://www.h-net.org/reviews/showrev.php?id=46422>

Copyright    2016 by H-Net, Clio-online, and the author, all rights reserved. This work may be copied and redistributed for non-commercial, educational purposes, if permission is granted by the author and usage right holders. For permission please contact H-SOZ-U-KULT@H-NET.MSU.EDU.